

Verlierer-Kakerlake

„Was ist dein größter Wunsch?“, fragte ich sie gut ein Jahr vor unserer Scheidung.

„Dass unser Sohn gesund bleibt. Dass er seinen Weg findet. Dass er ein glückliches Leben führt.“

„Und der zweitgrößte?“

Sie zögerte eine Weile, starrte schweigend aus dem Fenster. „Eine liebevolle Zweisamkeit“, sagte sie schließlich leise. „Mit einem Mann, der mich versteht.“

Ich schluckte.

„Der drittgrößte?“

„Ein kleines Häuschen“ kam es prompt. „Auf einem schönen Flecken Erde. Der mir gehört. Und später unserem Sohn.“

Dann stand sie unvermittelt auf und eilte aus dem Zimmer. Als habe jenes neue Leben sie gerufen, als warte es gleich nebenan.

Mittlerweile kenne ich die Menschen besser, als sie sich selbst kennen, und weiß daher, dass nichts davon stimmte. Weil niemand, wirklich niemand, wirklich irgendwelche Ziele verfolgt, wirklich irgendein Anderswo ersehnt, sich wirklich irgendetwas wünscht. Außer einem. Ich nenne ihn den Teufel. Dabei ist es bloß die Stimme in unseren Köpfen. Die ewige Stimme, die uns ewig zuflüstert, dass etwas nicht stimmt, dass etwas fehlt, dass alles anders, ja besser sein sollte, jedenfalls sicher nicht so, wie es ist.

„Mila, glaube ihnen einfach nicht!“, würde ich ihr heute nahelegen, wenn sie am Abend mit traurigen Augen am Küchentisch säße, erschöpft nicht allein von der Arbeit, wie sie immer annahm, sondern vor allem von besagter ewiger Stimme, die sie den ganzen Tag lang drangsaliert hatte. „Es sind bloß Halluzinationen, Gedanken sind bloß Halluzinationen“, würde ich ihr nahelegen. „Aber es sind nicht deine Halluzinationen, das meinst du nur. Du meinst nur, es sei deine Stimme, und es sei wichtig und richtig, was die Stimme sagt. Aber das ist es nicht, das ist es nie! Sieh dir die Gedanken am besten gar nicht erst genauer an, hör ihnen gar nicht groß zu, lass die Stimme einfach links liegen, lass sie einfach wieder in der Ursuppe verschwinden, aus der sie entstanden ist!“

„Du hast doch keine Ahnung“, hätte sie mit Sicherheit abgewunken.

Sie wollte Recht haben, nicht glücklich sein, sie wollte sich nicht ändern. Könnte man meinen. Dabei will niemand, wirklich niemand, lieber Recht haben als glücklich sein. Außer einem. Und der will, der kann sich nicht ändern. „Ich bin, wie ich bin. Akzeptier das doch endlich!“, hätte er ihre Zunge sprechen lassen.

Sie fühle sich unverstanden, sagte sie in den Jahren vor der Scheidung oft. Und nicht geliebt. Und ich weiß: So fühlt niemand, wirklich niemand. Außer dem einen, dem alles hier gehört, dem alles hier gehorcht. Der alles hier an seiner Schnur aufwickelt und damit Jo-Jo spielt.

Damals hing auch ich noch an seinem Faden. Ich kämpfte um das Sorgerecht für Max, ich hasste meine Frau, ihren Anwalt, den Richter. Damals glaubte ich noch, es ginge um Max. Dabei ging es um mich. Um die Schnur um mich. Aufgrund derer ich heimlich noch glaubte, was Mila mir seit Jahren vorwarf, und diesen heimlichen Glauben dort draußen bekämpfte, den Glauben nämlich, dass mit mir etwas nicht stimmte, dass mir etwas fehlte, dass ich anders, dass ich besser sein sollte und ganz sicher nicht so, wie ich war.

Mitten im Sorgerechtsstreit verlor ich meinen Aushilfsjob, weil etliche Beschwerden von Kunden eingegangen waren, hauptsächlich bezüglich nicht eingehaltener Termine oder schlampiger Arbeit, ich war einfach seit Monaten nicht mehr bei der Sache gewesen. „Du Verlierer!“, kommentierte die Stimme das Kündigungsschreiben in meiner Hand. Ich rief meine Mutter an und bat sie, mir das Geld für die ausstehenden Anwaltskosten zu leihen. „Mama-Kind!“, spottete die Stimme.

Tags darauf hatte ich auf dem Weg zum Amt einen so schweren Bandscheibenvorfall, dass ich schreiend auf den Bürgersteig fiel und dort regungslos liegenblieb, so dass Passanten einen Krankenwagen riefen. Ich war tagelang außer Gefecht gesetzt und konnte nur noch kriechen.

"Du Kakerlake!", lachte die Stimme, als ich im Morgengrauen des dritten Tages unter großen Schmerzen ins Bad kroch.

Das war der Wendepunkt. In jenem Moment fiel der Entschluss, jeden Kampf um Max, jeden Kampf gegen Mila, jeden Kampf gegen mich selbst einzustellen und alle Kraft dem Kampf gegen die Stimme zu widmen. „Komme was wolle“, schwor ich und zog mich an der Türklinke hoch, bis ich aufrecht stand, „die Kakerlake richtet sich von nun an gegen dich auf, die Kakerlake wetzt von nun an selbst die Messer, und sie wird nicht eher ruhen, bis die Tyrannei ein Ende hat, auch wenn das heißen mag, dass sie selbst untergeht.“

Es folgten noch härtere Zeiten. Es floss viel Blut, es tat sehr weh. Denn es gab nur den einen Weg, wollte ich den Teufel nackt sehen: ich musste mir selbst die Haut abschneiden. Ich musste wissen, was ich ohne Panzer bin. Und es gab nur eine Weise, in Sphären jenseits der Stimme vorzudringen: ich musste mir selbst den Kopf abschlagen. Ich musste wissen, was ich jenseits des Denkens bin. Und es gab nur eine Weise, in die unendliche Tiefe abzutauchen: ich musste den Atem völlig zum Stillstand bringen. Ich musste wissen, was ich ohne Körper bin.

Allmählich verbrannten die Lügen. Welten entpuppten sich als Gedanken. Gedanken entpuppten sich als Halluzinationen. Die Halluzinationen lösten sich auf, indem ich verschwand.

Damit war das JoJo-Spiel vorbei. Seither ist jeder Wahn verschwunden, es gäbe irgendetwas zu tun. Wunsch-, ziel-, orientierungslos schwebe ich jenseits aller Kategorien und Systeme in der Unendlichkeit vor mich hin. Ich kann die Traumwelt endlich lassen, wie sie ist, und meinen Traumkörper im Spiegel musternd kann ich endlich sagen: „Geschiedene Verlierer-Kakerlake hin oder her, ich lebe gern.“